

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Das Krematorium.

Humoreste von Wilhelm Wendling.

Der Rentier Max Buff, gewesener Lütchenfabrikant, hatte einen Garten, einen wunderschönen Garten. Kein Mensch in ganz Brandenau hatte einen solchen Garten. Da wuchs Zwergobst, saftig wie Melonen, da wuchsen wundervolle Pflaumen, Pfirsiche und Aprikosen, Erdbeeren so groß wie Hühnereier, große Radieschen, ganz zu schweigen von den Sonnenblumen, deren riesige goldene Fruchtböden wie Feuerräder in all der grünen Pracht prangten.

Wer etwa auf den Gedanken gekommen wäre, dieser schöne Garten müsse zerstört werden, den würde nicht nur der Besitzer, sondern die Stadt und deren Umgebung in einem Umkreis von 20 Kilometer für verrückt gehalten haben.

Und doch kam eines Tages der Bürgermeister von Brandenau höchstselbst zu Herrn Max Buff und sagte ihm rund heraus, sein Garten müsse dem Erdboden gleichgemacht werden. Er solle eine nette Summe nennen, die wolle ihm der Stadtfiskus anstandslos bezahlen, in Anbetracht dessen, daß es ein so wundervoller Garten sei. Die Sache war nämlich die: Brandenau wollte ein Krematorium haben, ausgerechnet ein Krematorium. Es müßte etwas zur Hebung der Stadt getan werden. Da man nun aber nichts hatte, um den lebendigen Fremdenstrom herzuleiten, wollte man es mit dem toten versuchen und ein Krematorium bauen. Besagter Garten war aber der gegebene Bauplatz für dieses Krematorium, ja, es kam eigentlich überhaupt keine andere Stelle in Betracht. Er grenzte rechts an die Chaussee, links an die Bahnlinie, man konnte also das Verbrennungsgut mit Wagen und mit Waggon ansfahren.

„Meinen Garten verkaufen?“ rief Max Buff. „Nicht um 'ne Million! Nicht um drei Millionen!“

„Aber Sie müssen doch einsehen, mein Verehrtester,“ sagte der Bürgermeister, „daß das Ansehen der Stadt, daß das Gemeinwohl dieses persönliche Opfer von Ihnen fordern darf.“

„Mein Garten ist mir mehr wert als das Allgemeinwohl. Was kümmert mich diese verrückte Mode, sich verbrennen zu lassen? Unsere Väter und Urväter modern alle in der Erde, die Erde ist auch für uns noch gut genug.“

„Das Verbrennen ist hygienischer,“ sagte der Herr Bürgermeister.

„Eher lasse ich mich lebendig vergraben als tot verbrennen!“ rief Max Buff emphatisch.

Schließlich griff das Stadtoberhaupt zum letzten Mittel.

„Es tut mir leid, Sie darauf aufmerksam machen zu müssen, daß, im Falle keine Einigung erzielt wird, wir genötigt sein werden, das Grundstück auf dem Wege des Enteignungsverfahrens zu erwerben.“

„Enteignen!“ schrie Max Buff wütend. „Der Garten ist mein! Ich habe ihn angelegt, ich habe fünfzehn Jahre meinen Schweiß darauf vergossen! Keine Macht der Welt kann mir den Garten nehmen! Keiner hat das Recht dazu!“

Aber wie die Gesetze nun einmal sind, — der schöne Garten wurde ihm enteignet, da half kein Toben und kein Protestieren. Und ob auch Max Buff den Zaun durch ein meterhohes Stacheldrahtgestlecht erhöhte und den ganzen Tag mit der Schrotflinte unter den Sonnenblumen stand und jeden, der etwa einzudringen beabsichtigte, erschießen wollte, — es half nichts. Eines Tages erhielt er von der Behörde eine Vorladung in Steuersachen. Als er sich einfind, teilte man ihm mit, es liege ein Urteil vor. Ahnungsvoll rannte er nach seinem geliebten Garten.

Ah, da lag der Zaun am Boden, die schönen Pfirsich- und Aprikosenbäume lagen gefällt auf den Beeten und hatten Erdbeeren und Sonnenblumen zertrümmert. Max Buff schäumte vor Wut und schwur fürchterliche Rache für diesen Schurkenstreich, der doch eigentlich gut gemeint war, denn er hatte ihm die Schande erspart, mit Gewalt von seinem früheren Besitztum entfernt zu werden.

Das Krematorium wurde also gebaut. Ein stattliches, tempelartiges Gebäude. Es wurde viel Geld und viel Kunst hinein verbaut. Nur zögernd jedoch setzte der Fremdenverkehr ein, — in Brandenau selbst war die Sense Gevatter Heins wenig tätig, und diese wenigen, die er zur Strecke brachte, zogen es vor, mit ihren toten Leibern den Bürgern eine Freude zu machen.

Um so größeres Aufsehen erregte es, als der Rentier Max Buff erklärte, er habe sich in den Verlust seines Gartens gefunden und

alles verziehen. Zum Zeichen, daß es ihm wirklich ernst damit sei, wolle er sich selber in dem Krematorium verbrennen lassen.

Was ist die Lat des Mucius Scävola, der bloß seine Hand ins Feuer hielt, gegen diesen heroischen Entschluß Max Buffs?

Jedermann, auch die Gegner der Leichenverbrennung, lobten nun seinen veröhnlichen Charakter und billigten seine Absicht durchaus.

Nach etwa drei Jahren, während derer das Krematorium hübsch in Flor kam und wöchentlich mehrere Duzend Urnen voll Asche lieferte, starb auch unser guter Max Buff. Er hatte eine „schöne Leiche“, wie man zu sagen pflegt. Alle Honoratioren der Stadt und viele Vereine begleiteten den Sarg zum Krematorium, in dessen Halle eine erhabende Leichenfeier stattfand. Er wurde als der hochherzige Stifter des Grundstücks, auf dem sich dieses hehre Haus befand, gefeiert. Während der Sarg in die Verfenkung aufgenommen und dem Verbrennungssofen zugeführt wurde, ertönte feierliche Musik.

Der Verstorbene hatte angeordnet, daß während seiner Einäscherung vor dem versammelten Trauergesolge sein Testament verlesen werden sollte.

Das begann folgendermaßen:

„Ihr, die Ihr in schwarzen Trauerkleidern steht, wo einst die Sonnenblumen ihre goldenen Fruchtkörbe dem Tagesgestirn nachdrehten, wo die rotbäckigen Aprikosen und die dunkelblaugigen Pflaumen durchs Gezweig lachten, Ihr glaubt, ich hätte meinen Garten vergessen, meinen schönen Garten? Nein, nicht umsonst lasse ich mich in diesem Krematorium verbrennen. Ich weiß, daß das mit Dynamit gefüllte Kissen, welches in meinem Sarge unter meinem Kopfe liegt, das ganze Gebäude in die Luft sprengen wird.“

Weiter kam der Testamentsverleser nicht, denn es wurde ihm grün und gelb vor den Augen.

Das Trauervolk stand wie versteinert da, mit entsetzt aufgerissenen Augen, jeden Moment gewärtig, in den Mond zu fliegen.

Dann aber, als die Besinnung wiederkam, gab es ein wildes, schreckensvolles Gedränge. Alle, Verwandten, Stadträte, Bürgermeister, Pfarrer und Musikanten, stürmten in rasender Flucht dem Ausgange zu. Dort staute sich die Menge, es erhob sich ein fürchterlicher Kampf um das Leben.

Die Sekunden wurden zu quatschvollen, fürchterlichen Stunden. Auch draußen wurde die Flucht noch fortgesetzt, aus Furcht, von den niederfallenden Trümmern erschlagen zu werden. Man rief allenthalben nach den Heizern, die sollten den Heißluftstrom, der den Sarg einscherte, abstellen. Ja, die Heizer, die hielten Weib und Kind und hüteten sich, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, um das Krematorium zu retten. Das Unheil mußte seinen Lauf nehmen. Die Explosion konnte sofort eintreten, konnte aber auch erst nach einer Stunde erfolgen, je nachdem. Gerade diese Ungewißheit war das Schrecklichste.

Bald verbreitete sich die Schreckenskunde durch die ganze Stadt. Laufende umstanden das Krematorium in sicherer Entfernung. Die zunächst stehenden Häuser wurden ausgeräumt und von den Bewohnern verlassen, alle Fenster in einem Umkreise von einem Kilometer wurden ausgehört, damit sie bei der Detonation nicht zerpringen konnten. Photographen und Kinooperateure standen bereit, um das große Ereignis zu verewigen, in schwindelnder Höhe surrte ein Flieger, der den Anblick aus der Vogelschau genießen wollte.

Aber es geschah nichts. Stunde um Stunde verrann, es wurde Nacht. Scheinwerfer umspielten das Krematorium, das wie die Balhalla aus der Götterdämmerung erglänzte. Kein Auge schloß sich diese Nacht in Brandenau.

Am andern Morgen wagte sich endlich ein Beherrzter in das Krematorium, fand das Testament und las folgende Nachschrift:

„Es ist doch schwerer, als man glaubt, soviel Dynamit zu erhalten, ich habe mich daher entschlossen, Sand in des Kissens zu füllen. Vielleicht ist dies auch um meiner Seligkeit willen besser, denn der Herr spricht: Mein ist die Rache.“

Der Begriff „Waterland“, d. h. die Verpflichtung, in einem auf der Landkarte rot markierten Erdenwinkel zu leben und die anderen grünen Winkel zu versuchen, ist mir stets eng, beschränkt und stupid erschienen. Ich bin der Bruder von jedem, der lebt.

Flaubert.

Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann!
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.
Goethe.

Das Kleid des Armen.

Von Artur Zidler.

Vor einigen Tagen hat mich ein Verwandter, ich solle ihm einen Schlips besorgen. Ich ging in ein kleines Geschäft in der Lindenstraße und ließ mir die Vorräte zeigen. Was man mir für lediglich bis hundert Mark anbot, war von der Art Seidensinder, die man nach vierzehntägigem Gebrauch nicht mehr von einem Strick unterscheiden kann. Ein Mann, der ein angängiges Stück erwarb, bezahlte dafür dreihundert Mark. Ich ging, ohne zu kaufen, wieder aus dem Laden, weil ich rechtzeitig an das Wort des griechischen Weisen dachte: „Es ist so vieles, was der Mensch nicht braucht.“

Die Not verschärft sich von Tag zu Tag. Der Arbeiter, dessen Lohn bestenfalls dreißig Goldmark monatlich beträgt, muß immer neue Abstriche am Notwendigsten zur Lebenshaltung machen, und wir können heute ohne Kühnheit behaupten, daß wir armen Menschen nicht mehr unser Dasein fristen, nein, wir verkommen! Wir können an Neuanschaffungen nicht denken, das Alte verschleißt. Das Elend wird immer offener, selbst in diesem Lande, wo die Scham, ärmer zu erscheinen als der andere, eine hohe Kunst der Verschönerung gezeitigt hat. Dem offenen Auge entgeht nirgendwo der verstaubte Dalles. Da ist der Krimmermantel aus der Vorkriegszeit, der die ärmlichen, verwachsenen Unterkleider verdeckt, immer wieder werden die Hüte umgepreßt und mit Appretur gesteiht, und wer die Insassen eines beliebigen Straßenbahnwagens nötigen könnte, die Stiefel auszuziehen, würde lehrreiche Schlüsse auf die herrlichen Zeiten ziehen, die das Stahlbad des Krieges hinterließ. Je tiefer die Verschönerung, desto peinlicher wird sie: unter der schlechten Wäsche sitzt die Haut, deren häufige Reinigung nicht mehr zu erschwingen ist und ganz innen der Magen, der sich soviel gefallen läßt. Das wenige Neue, das mit Hängen und Bürgen dann angehaftet wird, wenn die Scham stärker ist als der Hunger, ist schlecht. Kein Mensch, der kein Schieber ist, kann sich heute Tuch kaufen; wer Cheviot trägt, gehört zu den feinen Leuten, überall herrscht die mit Leim überladene Erfahrung vor, die kein Wetter verträgt, in der Farbe verbleicht und bald wie Zunder zerfällt. Alles ist auf Schein gestellt, wirkt bestenfalls im Schaufenster des Konfektionärs, alles ist für den Tag und vergeht mit ihm. „Billig und schlecht!“ — mit diesem Schlagtruf eroberte die Konfektion den Markt der Masse. „Teuer und schlecht“ ist die Parole von heute.

Und immer noch rennt der Proletarier hinter der Mode des Großbürgers her, mit dem Karnidelfell hinter dem Viberpelz, mit dem Gummitragen hinter dem Seidenhemd, mit den Florstrümpfen hinter den Dessous. Nur ja, wenn es angeht, nicht für das gehalten zu werden, was man ist, für den armen Mann eines armen Volkes. Das auf den unechten Schein gestellte wilhelminische Streber-Deutschland liegt auch den proletarischen Massen, schauerhaft lächerlich bei dieser Not, im Blute und es ist so schwer, die Talmilkultur des Bürgers abzustreifen.

Und dennoch sollte es möglich sein, mit dem Idol der bürgerlichen Mode zu brechen, die nicht für den Proletarier bestimmt ist und gerade darum so häufig gewechselt wird, weil sich der Besizende vom Nachahfer unterscheiden will. Niemand wird behaupten wollen, daß die bürgerliche Mode schön sei, was daraus schon hervor geht, daß jede veraltete Mode lächerlich wirkt. Wer vor fünfzehn Jahren als Frau den Mut besessen hätte, mit einem Rock von heute auf der Straße zu erscheinen, wäre der Erregung öffentlichen Aergernisses geziehen worden, und wer heute in einer Kleidung sich öffentlich zeigen würde, die vor zwanzig Jahren als vornehm galt, würde Hohn und Gelächter ernten. Noch weniger kann davon gesprochen werden, daß die moderne Kleidung praktisch oder gesund sei — aber das sind ja Binsenwahrheiten. Die Frage ist die nach der Möglichkeit, eine allgemeine Abkehr der Massen von einer Mode zu erreichen, welche mitzumachen sich nicht lohnt. Ich denke dabei an eine Bewegung, die feinerzeit vom Kunstwart ausging und wider die Hausgreuel anließ, gegen die Nippes und die Sozialhoner, gegen den Stuck und die imitierten Möbel, gegen den tausendfältigen Kisch, mit dem sich der Kleinbürger umgab. Diese Bewegung setzte sich schnell und mit großem Erfolge durch; die Marmorimitationen der Treppenhäuser, die fischernen Verticows, die wie Ruchbaum aussehen, die Doldruckschinken, der vergoldete Gips-Bismarck, der gemalte Kamin, die Tapeten, die beinahe wie Holz aussehen — für all diesen Blunder, mit denen sich die Alten überladen, haben die jungen Generationen nur noch ein Vächeln; gediegener Hausrat, prunkloser Schmuck, einfache Heimkunst fanden wieder die Liebe des Volkes.

Ebenso ist es denkbar, daß das arme Volk zum einfachen Kleide zurückkehrt, ohne sich zu schämen. Die Proletarier anderer Länder haben sich nicht so weit vom Eigensinn für ihre Kleider entfernt als gerade die Deutschen. Der Russe trägt überall seinen leinenen Kittel, mit wieviel Grazie versehen sich die italienischen und spanischen Arbeiterinnen in ihren einfachen Tüchern zu bewegen, und die französischen Arbeiterinnen, die Verkäuferinnen und Arbeiterinnen tragen mit einer Anmut, die immer wieder den Dichter entzückt, ihr ewig gleiches, einfaches, schwarzes Kleid mit dem weißen Kragen. Der Beispiele könnten noch genug gegeben werden.

In Deutschland ist es die Jugend, vor allem die werktätige, die praktisch den Versuch macht, mit Bügelsacke und Stehkragen, mit Korsetts und Uhrketten, mit Stelzschuhen und steifen Hüten, mit Schlipfen und Spazierstöckchen zu brechen und mit einfachen Kleidern aus Leinen und praktischem derben Schuhwerk auszukommen. Der Wandervogel hat damit angefangen, heute herrscht bei der Arbeiterjugend, bei den Jungsozialisten diese Tracht vor, und selbst in den Hörsälen der Universität ist sie nichts Außergewöhnliches mehr. So selbstverständlich jedoch der Jugend diese Abkehr von einer äußeren Zivilisation ist, die sie als unecht und zu ihrem Wesen nicht organisch empfindet, so erstaunlich ist es, daß diese Jugend und ihr gesundes Empfinden von einem großen Teil der älteren Arbeiterklasse nicht verstanden wird; denn die Klagen der Jugendlichen, daß sie wegen des Schillertragens, der „Bellblechhose“ und ihrer Abneigung gegen das Gefühl von den älteren Arbeitskollegen verspottet werden, sind allgemein. Es mag sein und ist bei jungen Menschen verständlich, daß sie ihre Luft sehr selbstbewußt tragen und auf ihr rotes oder grünes Hemd oder die langen Haare ein wenig eitel sind, doch ist das lange nicht so komisch zu finden, als wenn ein sogenannter Schweißbeintavaliere beinahe an seinem leinenen Halsseil erstickt, dauernd nach seiner Krawatte greift und sich die gebügelten und umgeschlagenen Appreturschläuche mit der Kneiffzange anzieht. Jede Neugierigkeit des Lebens hängt mit einer Innerlichkeit zusammen, und wie der wahrhafte Sozialist seinen Klassenkampf nicht mit der Absicht führt, in die bürgerliche Welt hineinzugelangen, sondern aus ihr herauszukommen, so ist es die ehrliche Schlussfolgerung der Jugend, anderes inneres Wesen durch andere äußere Erscheinung ohne Scheu zu offenbaren. Kommt noch die Not der Zeit dazu und mit ihr die Erwägung, ob man für den Schein, ein Bürgerjunges zu sein, den größten Teil des fargen Arbeitsertrages opfern soll, so spricht es nur für den gesunden Menschenverstand unserer neuen Jugend, wenn ihr die Konfektion gestohlen werden kann einschließlich aller Bewertungen, die den Menschen vom Schneider aus betrachten. Den Wertungen „schöner“ oder „eleganter“ setzt sie die anderen „geschmacklos“ oder „gediegen“ entgegen und gibt den feinen Mann und das moderne Fräulein gern daran, weil es genügt, ein sauber und einfach bekleideter ehrlicher Mensch zu sein, der im Gegenteil Wert darauf legt, mit einem Ausbeuter oder einer Dienerin nicht verwechselt zu werden. Wie armselig ist doch der gegenseitige Betrug einer Jugend, die sich nicht an sich selbst, sondern nur an ihrer Aufmachung begeistern kann, und wie dumm ist es, sich nur als Produkt der Kleidermacher einzuschämen.

Wir müssen die Pflichten gegen die Zivilisation auf das Notwendigste beschränken; das ist weniger tragisch als die Beziehungen zur Kultur (wie schmerzlich, kein Buch mehr kaufen zu können!) aufgeben zu müssen. Für ein Volk, das so arm geworden ist wie das deutsche, ist es würdevoll, den Modelorgen der Wustalatschweine nachzulaufen. Der werktätige Mensch jedenfalls hat mehr als einen Grund, einmal von der Jugend zu lernen, wie man mit Gewohnheiten bricht, die nur anerzogene sind. Sie zehren von Kräften, die nötiger gebraucht werden — für Aufgaben, welche noch ganz anderen Mut verlangen werden, als den, auf Hut und Schlips zu verzichten.

Richard Dehmel und die Arbeiter.

Von Alwin Rudolph.

Wir schätzen Richard Dehmel als den genialsten Dichter aus der Zeit des Naturalismus, jener Literaturperiode, die in den achtziger Jahren so vielversprechend einsetzte, einige Zeit tatsächlich die öffentliche Meinung beherrschte und gegenüber dem damit überwundenen Dichtergeschlecht einen gewaltigen Kulturfortschritt bedeutete. Diesen Kunstjüngern aber gab wiederum die von den Fesseln befreite, mächtig sich entfaltende Arbeiterbewegung Grund und Boden zur Betätigung und Auswirkung, sie gab Anregung und Impuls, Stoff und Wärme. In der Arbeiterbewegung fanden sie, was sie suchten und brauchten: Begeisterung für ein gemeinsames und großes Ziel, Sehnsucht nach einer neuen und freien Gemeinschaft, Zukunftsglauben und Rechtsbewußtsein. Aber sie fanden noch mehr Neuland, ein weites von der Kunst noch nicht beachtetes Gebiet, wahres Heldentum und Seelengröße. Aber vor allem fanden sie Menschen, Menschen, die wohl vom Kapitalismus unterdrückt, in der Entwicklung gehemmt, darum aber noch nicht verdorben und von frischen Sinnen waren; sie fanden Urboden, der bisher noch nicht erschlossen und der falschen Kultur unzugänglich gewesen war.

Die Seele des um sein Recht kämpfenden Proletariats hat von diesen Dichtern am tiefsten Richard Dehmel erfasst. Sein Mallest, sein Arbeitsmann und der Märtyrer sind ohnegleichen. Und wie er selber über diese Dichtungen dachte, das können wir jetzt in seinen ausgewählten Briefen nachlesen. (S. Fischer Verlag, Berlin.) Seinem Bruder, der ihn wohl darum fragte, erklärte er im Jahre 1901, daß er sich keiner Partei zuschle. „Ich bin weder Anarchist, noch Sozialist, noch konservativ, noch liberal, sondern alles dies zusammen und noch mehr. Ein Dichter hat nämlich keine höhere Aufgabe, als allen menschlichen Bestrebungen gerecht zu werden und sie in ihrer natürlichen Notwendigkeit gegenseitig zu versöhnen. Das nennt man „feelsche Harmonie.“

Er will nicht Tröster sein, auch nicht dem niederen Volk gegenüber. „Das widerspricht meiner ganzen Glücksauffassung, die darin

gipfest, daß nur der einzelne selber sich seine seelischen Erlösungen gestalten kann. Aber andere auf einen höheren Gesichtspunkt heben — über ihre Eigenart und Lebenslage hinaus —, so daß ihr Trieb zur Selbsterlösung, zur Hingabe ans ewig Allgemeine kräftiger und heftiger wird: ja, das, das ist die Sehnsucht meines Lebens, ist der innerste-Same aller meiner eigenen Erlösungen.“ Er glaubt nicht an den sozialistischen Staat, daß er auch nur einen Funken mehr wahren Glückes bringe. „Aber diese Leute, die nur die Not der Armut kennen, die nichts wissen von der Last des Wohlbehagens, sie, sie glauben doch daran!“ Jetzt ist in diesen Leuten, „die im Dienste der Kultur oder gar unter der Fron einer Ueberkultur von ihren Regungen oder Leppigkeiten ausgeschlossen bleiben . . . ein eigener Erlösungsdrang erwacht.“ „Und darum: in die Seele dieser Leute hinein begreife ich ihr sozialistisches Ideal und billige es.“ Er billigt es, weil „der begeisterte Glaube des Proletariats an sein materialistisches Dogma rätselhafterweise einen idealistischen Rückschlag zu über beginnt auf das sittliche Bewußtsein des ganzen Volkes“. Er wollte die „Millionenstimme, die hell nach Brot vor Seelenhunger schreit, in rechte Töne bringen“. Er sieht an dem Parteiproletariat, daß er bereit ist, „sein persönliches Lebensglück dem Ideal zu opfern“, was reiche Früchte tragen wird. Und um dem Opfer die Bitterkeit zu rauben, „muß der Idealismus jene Höhen seliger Betrachtung erschließen können, von denen her des Leibes Not und Notdurst nicht mehr sichtbar ist, muß ein Idealismus nicht des sorgenden Verstandes, sondern des starken, gläubigen Gemüts errungen werden, der auch die Vernunft befriedigt und beruhigt, indem er jeden zwingt und fähig macht, den Lebenswert des einzelnen nur noch am großen ewigen Gesetz der Weltentwicklung zu messen, „zumal den Wert des eigenen Lebens“. Auch das hat er in seinen Gedichten zu gestalten versucht.

Später, in einem Brief an Karl Hendell, findet er, daß wohl von manchen Parteiseelen die Durchschnittstreiber gepredigt werde und daß ihm der kritische Sozialismus der Massenpolitiker nicht imponieren kann, und doch muß er anerkennen, „in diesen Schichten ist ja heut die meiste Sehnsucht flüchtig, frischen Menschenadel zu erzeugen“. Sehr warm tritt er für seinen Freund und Dichtergenossen Villenron ein, wenn bei ihm auch nicht „gerade jedem einzelnen Gedicht der sozialistische Hemdenzipfel hinten und vorn herabhängt“. Er will „dem Arbeiter nicht bloß ein Mitleid mit seiner eigenen Klasse, sondern ein allgemeines Verständnis für menschliches Leid ins Herz pflanzen“. Wonach es ihm aber vor allem verlangt, das ist der Glaube „an die Gütlichkeit, auch des bedrängtesten Gemüts, des beengtesten Geistes, des gequältesten Leibes“.

Diese Qualen des Leibes und des Geistes hat Richard Dehmel genugsam zu kosten bekommen, zuerst als Angestellter einer Versicherungsgesellschaft, dann als Sekretär des Verbandes der Zuckerfabriken. Und als er endlich diese Last von sich wirft, tut er es mit der Zuversicht: „Arbeiten, das habe ich gelernt in meinem Amte, das ist der Segen, der immerhin aus dieser siebenjährigen Seelenkneverei für unser Leben erwachsen ist. Nun aber: würdig arbeiten! Das werde ich jetzt lernen, und drauße es nicht erst zu lernen, werde es können.“ Nach einer kleinen Pause hatte er sich sofort wieder in die „Tretmühlarbeit“ stürzen müssen, daß er nicht zu sich selbst kam. Dann aber packte es ihn: „Seit Monaten diese entsetzliche 10-, 12-, 14stündige Tageslast fürs liebe Brot! Endlich, vor einer Woche, versagte mein Gehirn den Dienst; in einem Anfall schwerer Nervosität, von dem ich mich erst jetzt zu erholen beginne, schmiß ich den ganzen Kram an die Wand und ließ eines Abends auf und davon, fuhr nach Hamburg zu meinem Freunde Villenron, mit den kindlichsten Fluchtplänen.“ Darauf erst bekamen die dicken Zuckerbarone ein Einsehen und bewilligten ihm endlich nach sieben Jahren einen Urlaub und statteten ihn mit einem Reisestipendium aus. Aber er hat in die Tretmühle wieder zurückkehren müssen, und als der den „Kräusen von der Zuckerindustrie“, die einen Ring zur Steigerung der Preise bilden wollen, das Protokoll führen muß, tut er es mit dem mephistophelischen Behagen: „daß nämlich diese Leute mit dem wirklich großartigen Plan einer Produktionsorganisation, den sie ihrem kapitalistischen Hauptzweck haben zugrunde legen müssen, die eigentlichen Vorarbeiter für die spätere Verstaatlichung ihres ganzen Betriebes geworden sind. Bequemer kann es der sozialistischen Zukunft gar nicht gemacht werden.“

Später noch wußte Richard Dehmel ganz genau, daß seine wärmsten Verehrer in den Kreisen der Handarbeiter und Volksschullehrer sitzen, und er piff auf das ganze verbildete Publikum, das ihn nicht verstehen konnte oder wollte, das sogenannte ungebildete hat ihn verstanden und war ihm lieber. Dehmel erkannte eben, daß es sich bei den Gebildeten um eine absterbende Klasse handelte und daß die Zukunft der Arbeiterschaft gehört. Was er damals ahnte, ist heute schon eingetroffen: das Bürgertum kann all seine Kunst- und Institutionen nicht mehr halten, und schon muß sich der Theaterbetrieb auf die Theatergemeinden und Volkstheater der Arbeiterschaft stützen. Künstler, die vor wenig Jahren noch aus Angst vor dem Bürgertum die Mitwirkung bei Arbeiterfesten versagten, stehen heute ganz in dem Dienst der Kunstbestrebungen der Arbeiterschaft.

Mensch, benimm dich!

Von Hans Klabausermann.

Es wäre dumm, wenn wir in Deutschland nicht noch eine Reihe von Männern hätten, bei denen wir anfragen können, was sich ziemt. Da die Edlen von Gottes Gnaden nicht mehr im Land weilen, geraten wir in dieser Frage, wie wir uns zu benehmen haben, vollends in Konflikt. Wir wissen nicht, ob es sich mit dem guten Ton verträgt, im Parlament „jüdische Frechheit“ zu schreien oder Altenstädter Abgeordneten an den Kopf zu werfen. Wir sind uns nicht im klaren, ob Feldherren tüchtig genannt werden müssen, die einen Krieg mit zahllosen herrlichen Siegen führen und durch eine unvorhergesehene zufällige Niederlage an dem Erkämpfen weiterer Siege gehindert werden. Es herrscht sogar darüber Meinungsverschiedenheit, ob an ihnen Kritik geübt werden darf, nachdem ihre kriegerische Brauchbarkeit durch die Verleibung des medizinischen Dokortitels erwiesen ist. In solchen Fragen des Takttes sind die Sozialisten nicht kompetent. Die Leute beschäftigen sich mit dem Problem, wie man die Masse der arbeitenden Bevölkerung bessern kann, und ähnliche Belanglosigkeiten und behaupten, das nehme sie völlig in Anspruch. Unter diesen Umständen können wir von Glück sagen, daß wahre Ideale noch leben. Wer wäre wohl geeigneter, sie lebendig zu erhalten, als ein Lehrer! Herr Knobel aus Gubrau gehört zu diesen begnadeten Geistern. In den erhebenden Luvonblick werden die von ihm geführten Jünglinge bis in ihr spätes Alter in weisevoller Stimmung denken, wo Herr Knobel so ergreifend sprach: „Das ist ein Judenfriedhof. Spuckt alle dreimal aus: „Eins“ — fff — „zwei“ — fff — „drei“ — fff. Dies Tun ist in mehr als einer Hinsicht bewunderungswürdig. Es zeugt von Mut und Tatkraft. Gegen lebende Juden heßen ist an sich schon gefährlich. Manch schallende Ohrfeige stempelte den Antisemiten zum Wärtner. Aber was ist das für eine Tapferkeit, sich sogar gegen tote Juden aufzulehnen. Heutzutage, wo die Geister schwirren und der Okkultismus was einbringt. Darüber hinaus besitzt Herr Knobel einen beachtlichen Blick für Fucht und Ordnung, der ihn als großzügigen Organisator für völkische Veranstaltungen erscheinen läßt. Spucken und vielleicht auch andere den Körper entleerende Handlungen taktmäßig von Menschengruppen ausgeübt, das heißt den Parademarsch wieder zu Ehren bringen, ja ihn auf ein höheres Niveau führen. Für die Verwirrung, die in der Frage der guten Sitte herrscht, ist es bezeichnend, daß manche das Handeln des Herrn Knobel nicht geschmackvoll fanden. Klarheit schaffte Herr Maurenbrecher, der als Gottesgelahrter, also als Lehrer der Ethik berufen ist, Luenden ins Volk zu tragen. Er meinte, zum mindesten seien die Spudereien harmlos, da sie im Sand an der Kirchhofmauer verfiderten. Diesen Hinweis war er zu machen verpflichtet, um ähnliche Harmlosigkeiten zu verhindern, die sich in seinem hehigen Arbeitsfeld, der Redaktion der „Deutschen Zeitung“, abspielen könnten. Wenn man hinein spuckt, verfidert es nicht so schnell, weil in diesen Räumen wenig Sand, dafür viel Viech anzutreffen ist.

Herr Maurenbrecher ist ebenso wie Herr Superintendent Raak Verehrer des modernen Christentums, das sich von der starren und einseitigen Religion der Liebe losgelöst und der Zivilisation der Maschinenegewehre und der Giftbomben angepaßt hat. Nach den neuesten Forschungen des Herrn Raak sind Völkerverehrung und Weltfrieden mit dem wahren Christentum nicht vereinbar. In dankenswerter Weise hat er damit einen deutlichen Trennungsschritt zwischen den veralteten Lehren des Neuen Testaments und den modernen Anschauungen gezogen, mit denen die Welt, wie sie sich täglich zeigt, viel weiter kommt.

Wir fürchten, der neue amerikanische Botschafter Houghton wird nicht den Beifall des Herrn Raak finden. Er scheint völlig überleben und albernem Ansichten zu huldigen. Auf einem Abschiedsdiner hielt er eine Rede mit folgendem, sehr merkwürdigem Anfang: „Ich glaube nicht an einen moralischen, geistigen oder gar wirtschaftlichen Wert des Hasses. Der Haß dient keinem nützlichen Zweck. Haß schafft nur Verwirrung und Zerstörung.“ Herr Raak wird sagen, so kann nur ein Mann sprechen, der das herrliche Gedicht Ernst Lissauers nicht kennt, das die Brust jedes wahren Deutschen schwellt. Geliebte Gemeinde, wir hören, was geschrieben steht, Lissauer, Buch 1, Vers zwei:

Haß zu Wasser und Haß zu Land,
Haß des Herzens und Haß der Hand,
Haß der Hämmer und Haß der Kronen,
drosselnder Haß von flebziger Millionen.

Das ist ein Programm, Herr Houghton, mit dem sich eher was anfangen läßt.

Er sollte sich das um so mehr zu Herzen nehmen, als er in eine Stadt kommt, die modernen Geist atmet und, was den Verkehr anlangt, New York in den Schatten stellt. Um ein Beispiel herauszugreifen, stellen wir mit Genugtuung fest, daß nach einer Mitteilung der Oberpostdirektion in der Dreimillionenstadt nicht weniger als 1 — in Worten: ein — Fernsprechautomat die ganze Nacht hindurch in Betrieb ist. Sie würde sich sogar entschließen, die Zahl solcher benutzbaren Sprechstellen um zwei oder drei zu vermehren, wenn die Häuschen nicht mit Bedürfnisanstalten verwechselt würden. Herr Houghton wird, wenn er die Fernsprechkablen demnächst in Augenschein nimmt, zweifellos über derartige Berliner Gepflogenheiten in Erstaunen geraten. Erstens sind die verwechselten Apparate für den von der Oberpostdirektion gerügten Zweck zu klein, zweitens erfordert es akrobatenhafte Geiltheit, sie dafür zu bennugen.

Bühnen-Rotwelsch. Die meisten Berufe und Stände haben sich ein eigenes Jargon herausgebildet, in dem sich die Romantik dieses Lebenskreises besonders anschaulich spiegelt. Verhältnismäßig wenig beachtet ist bisher die Sprache der Schauspieler, der Kulisien-Jargon, der doch eine reiche Fülle von Ausdrücken gebildet hat. Von diesem „Bühnen-Rotwelsch“ erzählt der bekannte Theaterkennner Karl Grube in einem Aufsatz von „Reclams Univerzum“ Die Geheimsprache der Komödianten blüht am reichsten bei den reisenden Gesellschaften, die den merkwürdigen Namen „Meerschweinchen“ führen. Da „knietsch“ der „blutige Anfänger“ in die dramatische Kunst hinein, „verzagt“ eine Rolle nach der andern, und der „Schmierist“ legt seine „Bombenrolle“ hin, wenn der „Jammerfleh“, der Vorhang, aufgegangen ist. An solchen Wanderbühnen zieht der „Alte“ — so heißt der Direktor —, wenn „auf Teilung“ gespielt wird, „die Ritterstiefel an“, d. h. er läßt einen Teil des zu teilenden Gewinnes in seinen großen Ritterstiefeln verschwinden. Der Wandermime bezeichnet die von den höheren Komödianten „Musenstall“ genannte Bühne als „Bude“ und den Darsteller der Intrigantenrollen als „Brunnenvergifter“. Weiter im Alphabet wird der Gagentz am 1. und 16. jeden Monats „Direktors Heimlichung“ genannt, weil an diesem Prüfungstage die Mimen den „Häuptling“ heimlichuchen. „Er“ ist allemal der gestrenge Direktor, „Es“ seine Tochter, „Sie“ die pantofelschwingende Direktorin. Der Buchstabe F schenkt uns den „Freiberger“, der nichts zählt, aber dafür desto mehr schimpft. Der „Füßterleis“ ist der „Kastengeist“, der im Amtsstil noch immer Souffleur genannt wird. Das „Grünhorn“ ist der Anfänger. „Auf den Händen sitzt“ das geehrte Publikum, wenn es nicht applaudiert. „Klauenfest austreten“ aber nennt der Mime einen stark unterstrichenen „Abgang“, bei dem er in kühnem Bilde sozulagen den Besuchern des „hohen Olympos“ die „Klauen“ mit Fett bestreicht, damit sie besser klatschen können. Ein „Leichenhub“ heißt der Schauspieler oder die Schauspielerin, die „immer einspringen“, wenn sich jemand krank meldet. Ebenso wenig schätzen die Kollegen den „Mauerweiser“, den gastierenden Mimen, von dem es in der Zeitung heißt: „Der geschätzte Gast weist wieder in unsern Mauern“. Leute, die junge Künstler oder noch steber Künstlerinnen freihalten, werden als „Neger“ bezeichnet, wahrscheinlich weil sie angepumpt werden, bis sie „schwarz“ werden. Eine große Bühne wird „Reitstall“ genannt, Vorbeerkränze und Buketts „Ruhmesgemüse“. Unter „Schwimmen“ versteht betamntlich der Schauspieler die Kunst, gewissermaßen am Schwimmgürtel des Einbläfers durch die wilde Brandung der nicht gelernten Rolle zu schwimmen. Der Spielplan heißt „Speisekarte“, der Theateragent „Talentspächter“ und das geehrte Publikum „Voll“.

Wieviele Haare hat man auf dem Kopfe? Während sich sonst gewöhnlich nur die Dichter mit der Schönheit des Frauenhaares zu beschäftigen pflegen, hat ein englischer Arzt eine nüchternere Betrachtung des menschlichen Kopfschmuckes angestellt und teilt darüber allerlei Interessantes mit. Die Zahl der Haare ist zwar sehr verschieden, doch kann man von einer durchschnittlichen Behaarung des Kopfes feststellen, daß man im ganzen 120 000 Haare auf dem Kopfe hat. Die Blondinen haben die meisten Haare, durchschnittlich 140 000 Haare, dagegen sind die Rothhaarigen, bei denen das einzelne Haar besonders stark ist, am spärlichsten ausgestattet und besitzen durchschnittlich nur 90 000 Haare. Der Braunhaarige verfügt durchschnittlich über 109 000 Haare und der Schwarzhäarige über 108 000 Haare. Die Haare des Kopfes sind hornartige Gebilde von langer runder oder zylindrischer Form, die in der Haut ihren Sitz in sogenannten Haarfollikeln haben. Gewöhnlich hat jedes Haar seinen eigenen Saft, aber gelegentlich teilen sich auch zwei oder drei Haare in einen solchen Behälter. Der Teil des Haares, der unter der Hautoberfläche liegt, wird Haarwurzel genannt. Wenn ein Haar seine volle Daseinsmöglichkeit erschöpft hat, dann fällt es aus und wird durch ein neues Haar ersetzt; manchmal aber wächst ein neues Haar auch schon, wenn das alte noch nicht abgestoßen ist. Jeder Haarhaft ist mit einem kleinen Bündel von Muskelfasern ausgestattet, die sich unter dem Einfluß der Kälte oder starker Gemütsregungen zusammenziehen und dann das Haar leicht aufrichten. Das Haar „sträubt“ sich dann. Die Haarfarbe steht in direktem Verhältnis zu der Summe des Pigments, das sich in dem Haarkörper befindet. Das lichtblonde Haar wird aber durch kleine Luftbläschen hervorgerufen, die sich ebenfalls in Haarkörper bilden. Die Haarfarbe ist beim Neger viel länger als bei den weißen Rassen, und die Haare sind deutlich gekrümmert, wodurch das Gefräusel des Negerhaares entsteht.

Erdkunde

Der tiefste Punkt Deutschlands. Der höchste Punkt Deutschlands ist ziemlich allgemein bekannt — es ist der Gipfel der Zugspitze, der sich 2963 Meter über der Nordsee erhebt. Welches ist aber der tiefste Punkt des deutschen Bodens? Er ist am Grunde eines der vielen Seen zu suchen, deren Boden sich in manchen Fällen unter das Meeresniveau hinabsenkt. Der Ruß, den tiefsten Punkt Deutschlands in sich zu bergen, gebührt dem sonst wenig bekannten Himmelsdorfer See, der bei Travemünde fast in gleicher Höhe wie die benachbarte Ostsee liegt. Er reicht 45 Meter unter das Meeresniveau hinab, so daß der Höhenunterschied zwischen dem höchsten und dem tiefsten Punkte Deutschlands fast genau 3000 Meter

beträgt. Andere deutsche Seen sind zwar viel tiefer, liegen aber höher, so daß sie doch nicht so tief hinabreichen. So ist der Bodensee 252 Meter tief, sein Spiegel liegt aber 399 Meter überm Meer, und so liegt die tiefste Stelle seines Beckens immer noch 147 Meter höher als der Meerespiegel. Noch eine zweite verborgene Merkwürdigkeit besitzt der Himmelsdorfer See, wie Dr. Griesel entdeckte. Er enthält nämlich an seinem Grunde, von 35,5 Meter Tiefe an, Salzwasser, aber die sehr scharfe Grenze zwischen ihm und dem darüberliegenden Süßwasser sinkt jährlich um 60 Zentimeter. Es handelt sich dabei offenbar um den Rest des Ostseewassers, das im Jahre 1872 durch eine furchtbare Sturmflut in den See hineingetrieben wurde und nun mehr und mehr ausgefüßt wird.

Technik

Das Amphibienschiff. Die großen Schwierigkeiten, die dem Transport von Gütern auf schlechten Wasserstraßen, besonders in Afrika, entgegenstehen, haben zur Konstruktion eines ganz neuen Transportmittels geführt, des Amphibienschiffes, von dem H. Netter in der „Illustrierten“ erzählt. In unkultivierten Gegenden sind die Wasserläufe oft durch Stromschnellen unterbrochen, und es ist daher ein Fahrzeug notwendig, das sich sowohl zu Wasser wie zu Lande fortbewegen kann. Der Erbauer dieses neuen Schiffstypus, Dr. Robert Goldschmidt, machte sich die Erfahrungen der Balzfischfahrer zunutze, die wieder für ihre Stahlschiffe auf die Vorbilder von Eingeborenenbooten zurückgegriffen haben. Das Amphibienschiff besteht aus zwei nebeneinander gelagerten Booten, die starr miteinander verbunden sind; die Verbindungsstücke besitzen Räder. Kommt das Bootpaar an eine unschiffbare Stelle, so muß dort eine Einschienenbahn vorhanden sein, auf die sich das Schiff mit Hilfe einer Schienenrampe emporarbeitet. Der Tiefgang des Schiffes beträgt nur 65 Zentimeter, während die bisher auf dem Kongo benutzten Schiffe mit günstigstem Tiefgang 1,10 bis 2,10 Meter Tiefgang hatten. Beide Schiffe sind als Tanks ausgebildet, so daß nur eins der Schiffe beladen zu werden braucht, während das unbeladene mit Wasser gefüllt wird und so dem beladenen das Gleichgewicht hält. Jedes der beiden Zwillingsschiffe besitzt einen besonderen Motor, die im Wasser unabhängig voneinander arbeiten; auf der Schiene läßt man zweckmäßiger nur einen Motor arbeiten, wenn auch die Fortbewegung dadurch langsamer wird. Die Benutzung nur eines Motors erlaubt nämlich, den anderen für unvorhergesehene Zufälle als Reserve zu verwenden. Mit diesem Amphibienschiff sind auf den verschiedenen Nebenflüssen des Kongo eingehende Versuche gemacht worden, und es ergab sich eine wesentliche Vereinfachung der Beförderungskosten, indem das teure Umladen vermieden und der hohe Trägertlohn auf ein Minimum vermindert wird. Das neue Transportmittel schwimmt und rollt, hebt sich aus eigener Kraft aus dem Wasser und geht wieder hinein, überwindet Stromschnellen und Untiefen, ist also das gegebene Beförderungswerkzeug für unkultivierte Länder.

Die Farbstoffproduktion der Welt. Der Vorsitzende des Englischen Farbstoffverbandes macht in „Chemical Age“ Angaben über die gegenwärtige Erzeugung von Farbstoffen in den einzelnen Industriestaaten. Danach werden in den Vereinigten Staaten jetzt jährlich rund 32 000 Tonnen Farbstoffe hergestellt, in Großbritannien 30 000 Tonnen, in der Schweiz 12 000 Tonnen, in Frankreich 8000 Tonnen und in anderen Ländern, ohne Deutschland, 4000 Tonnen. Deutschlands Erzeugung betrug vor dem Krieg 135 000 Tonnen. Heute dürfte sie nach Ansicht der englischen Sachverständigen erheblich größer sein, doch wird dies von anderer Seite bestritten.

Naturwissenschaft

Wie sieht der Schmetterling die Welt? Die Frage, wie sich im Auge des Schmetterlings das Weltbild spiegelt, ist nicht so müßig, wie sie im ersten Augenblick scheinen mag, denn man muß sich gegenwärtig halten, daß jedes der unbeweglichen Augen des Schmetterlings mit 5000 mikroskopischen Linsen ausgerüstet ist, deren jede auf der Spitze eines aus 8 feinen Nerven gebildeten Stiels ruht. Diese Linsen sehen den Schmetterling in den Stand, gleichzeitig in 5000 verschiedenen Gradwinkeln zu sehen. Die Bilder spiegeln sich in jeder dieser Linsen nicht wie im Menschenauge in verkehrter, sondern in natürlicher Stellung, so daß der Schmetterling ein in unzählige Felder geteiltes Bild vor sich hat, in deren jedem das Bild der Umgebung korrekt wiedergegeben wird. Eine Nachprüfung der Sehfähigkeit des Schmetterlings war nur dadurch möglich; daß man im wahren Sinne des Wortes mit dem Auge eines Schmetterlings durch das Mikroskop blickte. Dabei konnte man feststellen, daß der Schmetterling kurzichtig ist, und daß er über einen Meter Entfernung hinaus nur verschwommene Bilder zu sehen vermag. Der berühmte englische Entomologe Etringham, der über den Bau des Schmetterlingsauges Sonderstudien anstellte, hat auch eine Reihe von Versuchen zu dem Zwecke gemacht, festzustellen, ob das Schmetterlingsauge für die verschiedenen Bänder der Lichtwellen empfindlich ist, die unsere Augen als verschiedene Farben sehen. Es ergab sich dabei, daß einige Schmetterlinge Augen besitzen, die die ganze Farbenskala des Spektrums wahrzunehmen vermögen, während andere mehr oder weniger farbenblind sind, d. h. die einzelnen Farben überhaupt nicht unterscheiden können, sondern alles rot sehen.